

Michaela Zöhrer, München

**Repräsentationen fernen Hungers
– Beständigkeit und Wandel der
Bilderwelten humanitärer Praxis**



Nichtregierungsorganisationen¹ sind seit vielen Jahrzehnten darum bemüht, Öffentlichkeiten über Hungerleiden zu informieren und sie zu mobilisieren – etwa zu Spenden oder Protest. Allerdings führen nicht erst NGOs, die sich zunehmend nach dem Zweiten Weltkrieg gründeten, einen zähen Kampf gegen den Hunger in der Welt. Bereits humanitäre Reformbewegungen und von kirchlichen Akteuren ausgehende karitative Kampagnen im 19. Jahrhundert verfolgten das Ziel, dem Notleiden hungernder Menschen ein Ende zu setzen. Früher wie heute wird hierfür der Repräsentation des Problems – und damit der Darstellung von Hunger – eine maßgebliche Bedeutung zugesprochen: Es gilt, einem Publikum, das selbst keinen Hunger leidet, aber dem Hunger anderer Abhilfe schaffen kann, die Not vor Augen zu führen.

„Noch ein anderes in der Welt fällt uns auf. Dieses andere ist nicht neu. Es war immer da, und wir haben stets von ihm, wenn auch mehr oder weniger vage, gewußt. Aber es kommt uns jetzt wie neu vor: ich meine das ungeheure Elend der meisten Völker. Der Mensch lebt von den Sinnen her: erst seitdem uns durch die Erleichterung des Reisens, durch die neuen Möglichkeiten der Kontaktaufnahme, durch Schilderungen derjenigen von uns, die ‚drüben‘ waren, und derer von ‚drüben‘, die zu uns kamen, die fernen Länder nahe gekommen sind, tritt uns die Not ‚vor die Augen‘. Was wir bisher gewußt haben, ‚sehen‘ wir jetzt. Was wir bisher über unserer eigenen Not vergessen haben, tritt jetzt in die Mitte unseres Bewusstseins: in den meisten Ländern dieser Erde herrscht Hunger.“²

Die voranstehenden Worte, die der Rede von Kardinal Joseph Frings zur Gründung des katholischen Hilfswerks Misereor aus dem Jahr 1958 entstammen, verweisen darauf, dass wir Hunger vornehmlich aus Geschichten und von Bildern kennen. Nicht zuletzt anhand der Kommunikationsangebote von NGOs (Plakate, Info-Broschüren, Spender_innen-Magazine, Homepages usw.) machen wir uns unser Bild von einem fernen Hunger, um den es in der Gegenwart internationalen Hilfsorganisationen in aller Regel geht: von jenem Hunger, der im globalen Süden verortet ist und mit Dürreperioden, Ernteausfällen, aber auch mit politischen und gewaltsamen Konflikten und Fluchtbewegungen in den jeweiligen Regionen in Verbindung gebracht wird. Dieser muss zugleich auf globale Verflechtungen zurückgeführt werden, auf Verteilungsungerechtigkeiten und auf postkoloniale und ökonomische Ungleichheiten.

Eindrückliche Beschreibungen und Bilder von Hunger haben eine lange Tradition in humanitärer Praxis. „[D]er Wunsch, anderen zu helfen, lässt sich nicht so leicht von Darstellungen ihrer Not entkoppeln.“³ Insbesondere detailreiche, auf den menschlichen Körper fokussierende Bilder und Berichte entfalten ein humanitäres Narrativ, das in der Regel zugleich Optionen aufzeigt, handelnd einzugreifen.⁴ Historische Forschung betont zudem die Bedeutung einer gesellschaftlichen Neubewertung von Not und Schmerzen in westlichen Gesellschaften, die seit dem 18. und vor allem 19. Jahrhundert mit der Ausbildung einer humanitären Kultur und Praxis einherging. Zur Devise wurde damals kurz gefasst: „Ein Körper, der Schmerzen hatte, [...] wurde zum zwingenden Beweis menschlicher Verfehlung.“⁵ Schmerzen wurden zunehmend als vermeidbar wahrgenommen und konnten potenziell als menschliches, zum Beispiel politisches Versagen gebrandmarkt werden. Auch Hunger wurde als ein soziales Problem erkannt, das nicht weiterhin Gottes Willen oder einem allein individuellen Versagen zugeschrieben bzw. angelastet werden konnte.⁶

Humanitäre Praxis lässt sich als eine uneigennützte, an den Nöten anderer orientierte Praxis verstehen, die sich vor allem an

der konkreten Bedürftigkeit und nicht an der einen oder anderen – etwa nationalen oder konfessionellen – Zugehörigkeit orientiert. Historisch betrachtet waren in diesem Sinne durchaus auch Hungerleidende in geographischer oder sozialer Nähe Empfänger humanitär motivierter Hilfeleistungen und Unterstützung. So wurde beispielsweise in England im späten 19. Jahrhundert sowohl dem Hunger der Armen in den heimischen, städtischen Slums begegnet als auch dem Hunger in manch britischer Kolonie. An Relevanz gewann in diesen Zusammenhängen die Verbreitung drastischer Geschichten und Bilder des Elends und Leidens. Bedeutsam waren etwa Novellen, Augenzeugenberichte, autobiographische Leidensbeschreibungen oder medizinische (Autopsie-)Berichte. Visualisiert wurde zuerst mittels Zeichnungen, Stichen und Radierungen, später vornehmlich anhand von Fotografien, die etwa in öffentlichen Lichtbildvorträgen gezeigt wurden und ab dem späten 19. Jahrhundert vermehrt in Printmedien abgedruckt werden konnten.

An zwei historischen Beispielen lässt sich die Vielfalt an Anlässen, Zielen wie auch Bildmotiven früher humanitärer Kampagnen verdeutlichen. Als erstes zu nennen sind Aufrufe zum Spenden aufgrund von Hungersnöten in der damals britischen Kolonie Indien in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Die mit ersten Hungerfotografien gespickten Spendenaufrufe, die insbesondere von kirchlichen Instanzen ausgingen, fanden vor allem im Vereinigten Königreich statt, dem Mutterland des Empire, aber beispielsweise auch in der britischen Kolonie Australien. Rekonstruieren lässt sich die große Wirkmächtigkeit, die dem noch jungen Medium der Fotografie und Fotografien von Hunger leidenden Menschen seinerzeit zugeschrieben wurde: Christina Twomey und Andrew J. May zitieren Protagonist_innen aus dem Kontext einer australischen Spendenaktion für Notleidende der südindischen Hungersnot von 1876 bis 1878, zum Beispiel die Herausgeber einer Zeitschrift, die für ihre Leser_innen die ihnen vorliegenden Elendsfotografien beschreiben, die sie nicht mit abdrucken konnten: „Sie flehen für unglückliche Menschen mit einer ergreifenden Eloquenz, bewegender

als alle Worte.⁴⁷ Und ein australisches Hilfskomitee stellt mit Blick auf geplante Spendensammelaktionen fest, dass die Fotos „die Arbeit der Sammelnden um ein Vielfaches vereinfachen [werden], indem sie denen, an die sie appellieren, zu einer perfekteren Wahrnehmung jenes Elends verhelfen, dem sie Abhilfe verschaffen sollen“⁴⁸.

In vielerlei visuellen Repräsentationen im Rahmen humanitärer Praxis manifestiert sich eine Fixierung auf den Körper und dabei auf am Körper festzumachende Leiden – geht es doch darum, Not und Hilfsbedürftigkeit als Problem sichtbar zu machen. Diese Fixierung wird dabei seit mehreren Jahrzehnten als eine Form der De-Individualisierung und Entwürdigung kritisiert. Gleichzeitig wird betont, dass eine Ausstellung versehrt Körper die Möglichkeit birgt, Distanzen zu überbrücken.⁹ Der leidende bzw. verletzte Körper könne als eine Art „Übersetzungsmaschine“¹⁰ fungieren, die ein Verständnis über Grenzen und Differenzen hinaus ermöglicht.

Die im Kontext der erwähnten australischen Kampagnen herangezogenen, sorgsam arrangierten Fotografien zeigen vor allem aus einiger Distanz aufgenommene, stark abgemagerte Personen im Familienverband oder an das Marienbildnis erinnernde Repräsentationen von Müttern mit ihren Kindern.¹¹ Aber auch die heute weit verbreitete Darstellungsform des isolierten Kindes lässt sich schon früh in der Geschichte humanitärer Fotografie¹² beobachten; dies etwa im Kontext des Zweiten Burenkriegs (1899-1902), wie Heide Fehrenbach und Davide Rodogno herausgearbeitet haben:¹³ Die britische Frauen- und Menschenrechtlerin Emily Hobhouse hatte im Jahr 1901 britische Konzentrationslager in Südafrika aufgesucht, in denen burische Frauen und Kinder eingepfercht wurden. Sie wie auch ihre afrikanischen Bediensteten, die in gesonderten Lagern untergebracht waren, wurden von den Farmen weggebracht, um zu verhindern, dass sie die männlichen, gegen die Briten kämpfenden Buren (weiter) unterstützen. Gerechtfertigt wurden die Konzentrationslager von britischer Seite damit als eine Art notwendiges

Mittel der Kriegsführung. Hobhouse formulierte scharfe Kritik an der Vorgehensweise der eigenen Landsleute und hat die schrecklichen Lagerbedingungen, aufgrund derer Zehntausende zu Tode kamen – unter anderem in der Folge von Hunger –, öffentlich angeprangert. Um eine Veränderung der Zustände in den Konzentrationslagern in Südafrika zu erreichen, griff Hobhouse auch auf Fotos zurück, die nicht nur informieren, anrühren und empören konnten, sondern zugleich eine Beweisfunktion erfüllten.

Ein Foto, das von Gegner_innen wie Befürworter_innen des Zweiten Burenkriegs genutzt werden konnte, zeigt das im Sterben liegende, stark abgemagerte burische Mädchen Lizzy van Zyl, das im Mai 1901 im Alter von sieben Jahren in einem der Lager verstarb.¹⁴ Anders als Hobhouse wollten die Kriegsbefürworter die schlechte Verfassung von Lizzy als Resultat mütterlicher Vernachlässigung verstanden wissen, nicht als Konsequenz der Zustände in den britischen Lagern. Der Herausgeber des 1902 erschienenen Buches von Emily Hobhouse „The Brunt of the War and Where it Fell“ verhinderte den Abdruck der schockierenden Fotografie von Lizzy van Zyl mit der Begründung, sie sei zu schmerzhaft für eine Publikation. Wie Fehrenbach und Rodogno vermerken, hinterfragte Hobhouse diese ethische Position: Sie warf die Frage auf, ob es richtig sei, einer erschütternden Repräsentation von Leid aus dem Weg zu gehen, das andere erdulden müssen und für das man selbst eine Teilverantwortung trage.¹⁵

International tätige Hilfsorganisationen greifen heute nicht mehr ausschließlich auf dokumentarische Fotografien und Filmaufnahmen Hunger leidender Menschen zurück, um die Aufmerksamkeit des adressierten Medien- und Spendenpublikums auf das Elend und die Entbehrungen ansonsten fremder Menschen zu lenken. Zum Beispiel plakatiert das evangelische Hilfswerk Brot für die Welt seit mehreren Jahren eine fast leere Reisschale („Weniger ist leer“) und das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen UNICEF setzte in den Jahren 2013 und 2014 auf deutschen Plakatwänden eine Erdnuss vor neonblauem Hintergrund in Szene, begleitet von

dem Text „Statt hungernder Kinder zeigen wir Ihnen hier die Lösung“. Für Spenden-Plakate, Print- und Online-Anzeigen kann man eine Tendenz zum zunehmenden Verzicht auf die fotodokumentarische Ausstellung drastischer „Hungerbilder“ ausmachen (anders ist dies bei einigen der im Fernsehen ausgestrahlten Spendenvideos). Sicherlich ist der sich darin spiegelnde Wandel in der Bildsprache von NGOs mitunter Resultat von jahrzehntealten Kritiken an der Bildsprache von Hilfsorganisationen. Der Pionier einer medienöffentlichen Kritik an den Bilderwelten internationaler Hilfsorganisationen Jørgen Lissner benannte im Jahr 1981 im *New Internationalist* einige der zentralen Kritikpunkte, die bis heute die medienethischen und repräsentationskritischen Debatten prägen:

„Das ‚Hungerkind‘-Bild wird als unethisch betrachtet, zuallererst weil es Pornografie gefährlich nahe kommt. [...] Es stellt den Körper von Menschen, deren Elend, deren Trauer und deren Angst mit all jenen Details und mit all jener Indiskretion zur Schau, die eine teleskopische Linse erlaubt. Es ist bezeichnend, wie verbreitet diese Art sozialer Pornografie in Fundraising-Kampagnen für andere ‚Rassen‘ an fernen Orten ist, aber praktisch nicht-existent, wenn es um heimische Fälle geht [...]. All der Schmerz und die Qual in unserer eigenen Mitte – zerrüttete Familien, Umweltverschmutzung, Kriminalität, Drogenmissbrauch, Vereinsamung – werden bequem unter den Teppich gekehrt. Und das Gleiche geschieht mit den Stärken und Reichtümern der ‚Unglücklichen‘, deren Erfindungsreichtum, deren kultureller Identität, deren engen Familienbindungen, deren Großmut, deren Gastfreundschaft. Das Resultat ist unvermeidlich: Einmal mehr wird die Überlegenheit der westlichen Zivilisation und westlicher Werte nahegebracht.“¹⁶

Insbesondere aus einer medien- und bildethisch geschulten Perspektive wird beanstandet, dass die fotodokumentarische Ablichtung und Ausstellung leidender Menschen zu deren Verdinglichung

und letztlich Entwürdigung führe. Eine Zurschaustellung des Leidens kann als starker Eingriff in die Privat- und Intimsphäre gewertet werden, nicht zuletzt, weil sie oftmals ohne informiertes Einverständnis der abgelichteten Personen geschieht. Die Dargestellten werden zudem auf ihre körperliche Versehrtheit und ihr Leiden reduziert und erscheinen folglich als nicht viel mehr als ein Objekt, das ein kollektives Elend stellvertretend symbolisiert. „[D]ie Hungernden Afrikas gerinnen zu Kultbildern, zu stilisierten Mustern der visuellen Verkörperung von Schmerzempfindungen.“¹⁷ Dass prinzipiell ein Problembewusstsein zu diesen und ähnlichen Aspekten vorhanden ist, zeigt sich daran, dass die Mitglieder der eigenen Gruppe (Familie, Nation usw.) nicht dergestalt (medien-) öffentlich dargestellt werden. Zu Recht wird von Lissner und anderen daher auf eine vorherrschende Doppelmoral hingewiesen. Darüber hinaus wird an der Bildsprache von NGOs kritisiert, dass diese auf Defizite fokussiert, womit sie der Reproduktion von paternalistischen bis rassistischen Klischees und Stereotypen diene. Hingewiesen wird auf die Kontinuität von letztlich aus der Kolonialzeit stammenden Stereotypen und auf deren hartnäckige Ablagerung im öffentlichen Bewusstsein.¹⁸ Damit einher geht eine Praxis der Selbstaufwertung über die Abwertung der anderen, wobei Letztere nicht nur als „passiv“, „krank“, „hilflos“ usw. markiert werden, sondern zugleich als von „weißer Hilfe“ abhängig.¹⁹

Die (selbst-)kritischen Auseinandersetzungen der letzten Jahrzehnte mit der Bildsprache von NGOs lassen sich durchaus als ein Lernprozess begreifen. Beispielsweise verweist das Hilfswerk Brot für die Welt in seinem 50-Jahre-Rückblick²⁰ auf den Fall einer 1962 nach interner Kritik zurückgezogenen Sonderbriefmarke, auf der ein stilisiertes „Hungerkind“ dargestellt war. In einer Erklärung aus demselben Jahr heißt es, dass „[d]er Ton bei ‚Brot für die Welt‘ [...] nicht mehr, wie zu Beginn der Aktion, auf dem Appell an die christliche Liebe für die Hungernden in der Welt [liegt], sondern auf Partnerschaft, auf Hilfe zur Selbsthilfe“²¹. In dem Jubiläum-Rückblick wird das nicht nur als „ein Umdenken in der Darstellung

des Elends“ gedeutet, sondern als „radikaler Kurswechsel im Verständnis von den Menschen“²²:

„Diese wurden in den ‚Brot für die Welt‘-Broschüren der Anfangszeit noch als ‚die da draußen‘ oder als die ‚schwarzen Eingeborenen‘ bezeichnet. [...] Dieser Lernprozess spiegelt den Versuch von ‚Brot für die Welt‘ wider, durch das Mittel der Sprache Distanz gegenüber den Partnern zu überwinden und eigene Klischeevorstellungen abzubauen.“²³

Vor allem die Erfahrungen mit der Hungersnot in Äthiopien von 1984 und 1985, die mit Band Aid und Live Aid über Großbritannien hinaus zum Medien- und Spenden-Event avancierte,²⁴ führten Beobachter_innen zufolge zu einer enormen Verdichtung der Kritik an der Bildsprache von NGOs.²⁵ Zwar konnten große Mengen an Spenden akquiriert und die öffentliche Aufmerksamkeit konnte auf „Afrika“ gelenkt werden, aber um welchen Preis? Mitunter wurde in Westdeutschland im Nachklapp von Live Aid und ähnlichen (Spenden-)Projekten ein Umdenken gefordert: „Es bleibt die Notwendigkeit für uns, die Vermarktung menschlichen Leidens im gigantischen Ausmaß zu stoppen“²⁶, schreibt im Jahr 1986 die Deutsche Welthungerhilfe in ihrem Beitrag zu dem von der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen initiierten „Images of Africa“-Projekt²⁷. In dem Bericht, der sich schwerpunktmäßig mit dem am 2. Januar 1985 in der Bundesrepublik Deutschland veranstalteten „Tag für Afrika“²⁸ auseinandersetzt, wird auf die Verantwortung von NGOs verwiesen:

„Wir als NGOs haben die Pflicht und es ist unsere große Verantwortung, ein korrektes Bild von Afrika und der Afrikaner_innen zu geben. Das ist nicht einfach und oft haben wir die richtige Balance zwischen Unterhaltung und Information zu finden, um die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit zu gewinnen. [...] Die alten Vorurteile, dass Afrikaner_innen apathisch sind

und sich nicht um ihre Zukunft kümmern, sind immer noch lebendig. Daher bleibt noch viel Öffentlichkeitsarbeit für uns. Wir müssen so früh wie möglich ansetzen, bereits beginnend mit den Kindern im Kindergarten.“²⁹

Die teils vehementen (Selbst-)Kritiken an den Bilderwelten der NGOs und den über diese reproduzierten Weltbildern führten zur Selbstverpflichtung zu einer ethischen Bildsprache in Form sogenannter Ethikkodizes bzw. Codes of Conduct. Darüber hinaus beförderte die kritische Auseinandersetzung mit der Bildsprache nach Auffassung mancher Beobachter eine Abkehr von drastischen „Hungerbildern“. Anfang der 1990er Jahre stellte etwa Dieter H. Göldenboth fest: „Das sympathische afrikanische Kind, das uns [...] mit großen Augen beobachtet, ist kein hungerndes Kind mehr.“³⁰ Auch Josef Mann merkt Ende der 1990er Jahre an, dass „„Bitte!“ Spots und Plakate mit weinenden und hungernden Kindern aus Afrika [...] aus der Öffentlichkeit verschwunden“³¹ sind. Aus heutiger Sicht lässt sich feststellen, dass das Verschwinden des „Hungerkinds“ aus dem (medien-)öffentlichen Raum nur kurzfristig und unvollständig war. So wurden wir in den letzten Jahren Zeuge einer Wiederkehr des „Hungerkind“-Bildes in der öffentlichen Kommunikation internationaler NGOs.³² Ausmachen lässt sich gegenwärtig dennoch eine Pluralisierung von Bildmotiven, eine Anreicherung des Vokabulars einer humanitären Bildsprache. Dabei wird nicht mehr ausschließlich die Not, der es zu begegnen gilt, gezeigt und plausibel gemacht. Auch Optionen zur Hilfe, mögliche Lösungen (beispielsweise symbolisiert als Erdnuss) und tatkräftiges humanitäres Engagement finden ihren Niederschlag in den Bilderwelten humanitärer Praxis. Wir, das medial angesprochene Publikum, gelten dabei (weiterhin) als wesentliche Wegbereiter und -begleiter eines humanitären Kampfes gegen Hunger.

Mit dem Zeigen bestimmter – bisweilen grausamer – Hunger- und Elendsbilder im Kontext internationaler Hilfspraxis waren und sind nicht nur berechtigte Kritiken, sondern auch Hoffnungen ver-

bunden. Letztere gingen und gehen durchaus über die heute oftmals verpönte Erwartungshaltung hinaus, mittels entsprechender Bilder und Geschichten Spendengelder zu generieren. Bis heute werden Zielsetzungen der Aufklärung und Mobilisierung verfolgt, die auf der Idee basieren, dass es notwendig sei, einen fernen Hunger zu zeigen, vielleicht sogar zu beweisen – und das auf eindrückliche und ggf. aufrüttelnde Art und Weise.

Um dies zu verdeutlichen wurde in diesem Aufsatz der Blick mitunter zurück auf humanitäre Kampagnen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts gelenkt, als es kaum NGOs im heutigen Sinne gab und auch die notwendige (selbst-)kritische Auseinandersetzung mit den ethischen und repräsentationspolitischen Fallstricken humanitärer Bilderwelten noch fehlte. Die Bildsprache internationaler Hilfspraxis und die mit „Hungerbildern“ assoziierten Hoffnungen und Kritiken haben eine Geschichte und gewisse Kontinuität – eine humanitäre und zugleich eine (post-)koloniale. In diesem Spannungsfeld muss sich heute die Bildsprache humanitärer Praxis positionieren.